

# In dürftiger Zeit

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **106 (2012)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

Ich verdanke dem Gleichnis von den Talenten zu viel, als dass ich die Kritik von Felix Senn unwidersprochen hinnehmen könnte: In einem von mir geleiteten Lager gab es einen tödlichen Unfall. Das hat mich in eine schwere Glaubenskrisen gestürzt. In dieser Situation klammerte ich mich an das Gleichnis von den Talenten, das nach meinem Verständnis sagt: Wenn wir mit dem Glauben arbeiten, so wird er sich vermehren. Ich hatte zwar nur noch Bruchstücke des Glaubens: Die Erinnerung an die Geborgenheit im Gottvertrauen und die Liebe zum Menschen Jesus von Nazareth. Da gab ich meine Assistentenstelle am Institut für Sozialethik auf und liess mich in Hütten als Pfarrer wählen, um mit dem Evangelium und dem Glauben daran zu arbeiten. Tatsächlich hat sich nach zwei schwierigen Jahren das Gleichnis als wahr erwiesen: Ich habe vor allem von den Leuten und schliesslich auch noch durch ein Erlebnis im stillen Kämmerlein wieder glauben gelernt.

Darum könnte ich den Satz: «Aber sicher hat Jesus dieses Gleichnis nicht so erzählt»,

nicht unterschreiben. Es kommt darauf an, wie man das Gleichnis versteht, ob als Allegorie, wo jedes Element seine Bedeutung hat, oder eben als Gleichnis, das auf einen springenden Punkt zielt und so vor allem einen Aspekt der Beziehung zwischen Gott und uns Menschen darstellen will. Jesus hat oft merkwürdige Verhaltensweisen in seinen Gleichnissen aufgegriffen, die keineswegs beispielhaft sind. Man muss da jeweils fragen, worauf er hinaus will, den Vergleichspunkt suchen. Im Gleichnis von den Talenten geht es nicht darum, zu zeigen, wie Gott ist, sondern wie wir Menschen mit der Botschaft vom Gottesreich umgehen sollen. Sie ist meines Erachtens das Talent, das wir erhalten. Vergraben und verleugnen wir den Glauben, so geht er verloren, arbeiten wir damit in irgend einer Art, so mehrt er sich.

Dass im Detail der Gleichnisse die Evangelisten auch noch ihre Spuren hinterlassen haben, ist unbestritten. So ist «Heulen und Zähneklappern» offensichtlich eine Lieblingsformulierung von Matthäus.

Hans Ulrich Jäger-Werth

## Locarno 12

Am diesjährigen Filmfest von Locarno wurde der Star des Independent Cinemas, der mexikanische Schauspieler Gael Garcia Bernal, mit einem Goldenen Ehren-Leoparden geehrt. Seine Filmografie mit Titeln wie *Amores Perros*, *Mala Education* von Pedro Almodovar, *Die Reise des jungen Che*, *Die Stadt der Blinden* und zuletzt dem Drama um die Aufstände gegen die Privatisierung des Wassers in Bolivien, *Tambien la lluvia*, liest sich wie eine Hitliste des globalisierten linken Kinos des letzten Jahrzehnts. Bernals Erfolg beruht vielleicht darauf, dass er eine Art Gesicht der Anti-Globalisierungsbewegung der ersten Stunde ist: naiv, bemüht, human, ausgleichend, aber oft ohne Verständnis für die grösseren Zusammenhänge, ohne Möglichkeit, die ihn betreffenden Probleme und Zerreihsproben in einer widersprüchlichen Mimik und Handlungsweise auszudrücken, weshalb öfter nur die etwas dümmliche Mine des Wohlmeinens übrig bleibt, egal ob er den jungen Che oder den kolonialismuskritischen Regisseur gibt. Die Häme über den beschränkten Gutmenschen scheint hier zu ihrer Berechtigung zu kommen oder aber der Vorschein einer Generation, die ihre Ethik des Bessermachens auf einem beharrlichen Nichtwissen aufbaut. Der Film «No»

mit Bernal in der Hauptrolle, der anschliessend an die Ehrung auf der Piazza Grande gezeigt wurde, bietet dafür ein gutes Anschauungsmaterial. Die Geschichte dreht sich um die Werbekampagnen im auf internationalen Druck zu Stande gekommenen Volksreferendum gegen den chilenischen Diktator Augusto Pinochet im Jahr 1988. Bernal spielt den unpolitischen Werber Saavedras, der die auf Folter und Leiden fokussierte Nein-Kampagne der Linken durch eine fröhliche, mit universalistischen Happiness-Botschaften und Zeichen versehene Kampagne ersetzt. Die Dialektik zwischen Erinnern und Vergessen oder Dekonstruieren und Affirmieren, die damit verhandelt werden könnte, wird zwar angesprochen, sie kann aber, gerade in einer Figur wie sie Bernal verkörpert, nicht zur nötigen Tiefe kommen. Dass nämlich nichts glücklicher ist als Glück selbst, wie es lapidar einmal heisst, stimmt zwar, doch ebenso wahr ist, dass Glück und damit die ganze Kampagnensymbolik ephemere ist und nichts Bestimmtes für die Zukunft ohne Pinochet anzeigt. Die Studentenproteste in Santiago, die auch zwanzig Jahre nach Pinochet sich noch immer gegen sein privatisiertes und demontiertes Bildungswesen richten, sprechen insofern eine deutliche Sprache. Aber auch die Möglichkeiten

---

einer schärferen Auseinandersetzung auf der Marketingebene bleiben ungenutzt. Ein aktueller Beitrag zur derzeitigen Hochkonjunktur der Negativwerbung im US-Wahlkampf zwischen Obama und Romney, ist der Film mit dem im ungefähren verbleibenden Schlagabtausch der Kampagnen jedenfalls nicht.

Indem zum Schluss Saavedras den Abstimmungserfolg seiner Nein-Kampagne nicht im kollektiven Taumel der Linken, sondern eher einsam hinnimmt, genauso wie zuvor sein Geschäftspartner und Leiter der Ja-Kampagne Guzman die vermeintliche Siegesfeier der Rechten, erzählt der Film zum Schluss die immer gleiche Botschaft des unideologischen Zeitalters: Dass der unvoreingenommene Experte von aussen den verbissenen Aktivisten allemal menschlich und fachlich etwas voraus hat und dass er zwar zu gewinnen ist für begrenzte Projekte mit klar umrissenen Zielen, sich aber nicht binden lässt und sich nachher wieder anderen, normalen Dingen zuwendet. Die «hübsche Pointe», die der Kritiker auf Tagi-Online gerade darin sehen will, dass Saavedras durch die Kampagne gegen Pinochet «nicht zum besseren Menschen wird», sondern der Simpel bleibt, der er vorher war, ist wohl eher die, dass Saavedras, der Simpel, in der Logik dieser Geschichte schon dieser bessere Mensch ist, zumindest wirkmächtiger als die alten Langweiler der Linken.

Welche Kraft eine Erzählweise, die auf der Höhe der Widersprüche ihres Stoffs agiert, über Jahrzehnte haben kann, war im senegalesischen Film «Touki Bouki» aus dem Jahr 1973 von Djibril Mambéty zu sehen, der im Rahmen einer kleinen afrikanischen Retrospektive am Festival gezeigt wurde. Dieses Meisterwerk des afrikanischen Kinos bekam 1973 den Prix de la critique in Cannes. Der Film erzählt von einem jungen senegalesischen Paar, das alles dafür tut, nach Paris zu gelangen. Das Migrationsthema wird aber zugleich auch noch als Initiationsgeschichte, als Gaunerkomödie, als Dorfsatire oder in den ernsteren Momenten als Licht- und Schattenbild von Tradition und Bruch erzählt. Auch angesichts der heutigen Debatten zum allgemeinen Kulturaustausch und der Migration nach Europa hat der Film eine wohlthuende Frische. Zum Beispiel, weil die einzige kurze Szene, in der Weisse im Film vorkommen, deren Diskurse zu einem absurden, aber nicht weniger realen Mix aus aufgeklärtem Sprechen und kolonial-arroganter Haltung zusammenmontiert. Aber auch, weil in dem Film bezüglich der Migrationsgründe,

das aktuelle Sippen-Narrativ wieder auf den alten Individuationswunsch umgelenkt wird. Denn haben wir uns nicht schon zu stark gewöhnt an die Vorstellung von der bleibenden und gesteigerten Sippenbindung in der globalisierten Welt? Genährt durch die westliche Empörung über Zwangsverheiratungen von Migrantinnen zurück in ihre Herkunftsländer oder auch verständnisvollen Vorstellung von der Grossfamilie, die den letzten Rappen zusammenlegt, um dem schlausten Spross den Sprung ins Paradies zu ermöglichen, als ihr Hoffnungsträger und zugleich als Arbeitsklave, der jeden verdienten Rappen heimsendet und dort nicht eher wieder auftauchen darf, bis er Reichtum vorweisen kann? Wer weg will, ist in Touki Bouki dagegen noch der Individualist, der zu Hause aus dem Rahmen fällt, dem das Dorf zu rückständig, die Familie zu engstirnig ist, dessen Flucht also gerade den Familienfluch und die Zwangsjacke der Herkunft löst. Der Migrant ist hier nicht der wandernde Traditionsverschlepper und Verwandtschaftszombie, den er durch den undialektischen Multikulturalismus und die repressive Ausländerpolitik der letzten vierzig Jahre geworden ist, sondern er ist auch in seiner afrikanischen Variante dasselbe, was er in unseren schweizerischen Auswanderungsepen schon immer sein durfte: der individualistische Protagonist einer von Ursprungsbanden sich befreienden Moderne. Wie sehr der Film mit den Klischees von traditioneller Idylle und Bruch der Moderne spielt, zeigt sich schön in der Schlusszene: Im Gegensatz zu seiner Freundin, die mit zaghafter Zuversicht auf dem endlich erreichten Dampfer nach Paris verbleibt, rennt der junge Bursche in einer panischen Reaktion wieder an Land zurück. Auslöser für diese Kehrtwende ist ein Erinnerungsbild, das wir vom Anfang des Films kennen. Aber es ist nicht die Idylle, der von einem Jungen geführten Kuhherde, sondern die direkt anschliessende martialisches Schlachtszene, die ihn zum Dableiben anstiftet. Ob er der trügerischen Idylle des erträumten europäischen Paradies die gebrochene, aber reale Heimat vorzieht oder ob die heimische Schlachtszene ins Sinnbild für die plötzliche Angst vor der Fremde umgeschlagen ist, ist einerlei. Ob aber hüben oder drüben mehr Fortschritt, mehr Bruch oder mehr Idylle ist und ob also Weggehen oder Dableiben richtig ist, lässt sich definitiv nicht mehr allgemein entscheiden. (Der Film Touki Bouki ist als DVD im Trigonfilm-Vertrieb erhältlich). *Rolf Bossart*